

OPHELIA L. NIGHTFALL

CHASED BY SINS AND SORROWS

ROMAN

HEARTS OF THE HUNTED

Forever

Ophelia L. Nightfall
Chased by Sins and Sorrows

OPHELIA L. NIGHTFALL

CHASED
BY SINS
AND
SORROWS

DER WERWOLF UND DER VAMPIR

Roman

Forever

Forever by Ullstein
www.ullstein.de

ISBN 978-3-98978-088-0

Forever ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage

1. Auflage September 2026

© 2026 by Ullstein Buchverlage GmbH,

Friedrichstraße 126, 10117 Berlin / Forever

Alle Rechte vorbehalten

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text- und
Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an

produktsicherheit@ullstein.de.

Gesetzt aus der Albertina by papyrus

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

Für Liebe, gegen Hass



ADEN

UM

FADEN



Wie viele Fäden kannst du gleichzeitig in der Hand halten, bevor die Geschichte, die du sorgfältig gewoben hast, sich Faden um Faden auflöst? Ich weiß es nicht. Und nachts liege ich wach und gehe die Fäden durch, um sicherzugehen, dass ich keinen verloren habe.

Der erste Faden: Nach dem Tod unserer Mutter sind meine Schwester und ich in die Hauptstadt gezogen. Arbeit fanden wir im Hospital.

Der zweite Faden: Wir kennen uns gut mit Kräutern aus. Mutter brachte uns all das bei. Damals, als wir im Wald wohnten.

Der dritte Faden: Mutter war eine einfache Frau und liebte die Ruhe des Waldes.

Der vierte Faden: Mutter starb an einer schweren Krankheit.

Der fünfte Faden: Wir glauben an die Lehren der Kirche.

Der sechste Faden: Wir sind keine Hexen.

Es sind schon so viele Jahre vergangen, dass ich es beinahe selbst glaube. Die Fäden schlingen sich um jeden Satz, den ich spreche, wickeln all meine Worte ein und drehen sie um. *Ich kenne mich gut mit Kräutern aus.* Sie zurren meine Zunge fest. *Mutter starb an einer Krankheit.* Und sie haben dicke Knoten um mein Herz gesponnen. *Ich bin keine Hexe.*

In meinem Inneren tobt ein Krieg zwischen Wahrheit und

Lüge. Die meisten Leute halten den Krieg für etwas, das man gewinnen kann. Doch in meinem Krieg gibt es keine Siegerin. Dieser Kampf ist still und sollte jemand davon mitbekommen, bedeutete das meinen Tod. Und den meiner Schwester. In mir kämpft Hexe gegen Frau. Die Hexe hasst, dass sie ihre Fähigkeiten nicht nutzen darf, hasst dieses Gefängnis aus Lächeln und Zurückhaltung, das ich ihr gebaut habe. Aber lieber ertrage ich diesen Krieg als den Tod.

...

Manchmal glaube ich, meine Schwester hat ihren Krieg vergessen, hat ihn vergraben unter Lächeln. Sie will das alles nicht mehr sein: eine Verfolgte, eine Ausgestoßene, eine Hexe. Und ich verstehe das. Es ist nicht einfach, an der Vergangenheit festzuhalten. Überall werde ich daran erinnert, dass ich verachtet werde. Da steht der Scheiterhaufen auf dem Marktplatz. Er steht dort immer. Als Erinnerung, als Mahnung. Wenn du jeden Tag an diesem Ungetüm vorbeigehst, dann wird die Angst bald Normalität, dann schluckst du all die Magie herunter, die du noch hast.

Während ich die Fäden durchgehe, stelle ich mir oft vor, wie es wäre, wenn sich meine Geschichte auflöst und das Netz aus Unwahrheiten reißt. Stelle mir vor, wie die Männer des Königs in mein Zimmer stürmen, mich hinausschleifen und wie ich versuche, mich aus ihren festen Fingern zu winden. Wie ich die Schuld auf mich nehme, damit Meera bleiben kann, was sie ist: die Verlobte des Königs. Unschuldig und unverdächtig.

Sie schleifen mich die Gänge hinab, auf den Marktplatz und dann ketten sie mich an den Pfahl. Die Leute starren mich hass-erfüllt an. Der Kanzler sagt, man hätte mich beim nächtlichen Flug erwischt, bei der Verwandlung in ein Tier, nackt in den Armen des

Teufels. Man habe mich beim Hexensabbat beobachtet, man sei sich sicher, dass ich einen Pakt mit dem Teufel geschlossen hätte. All das wäre mehr als genug, um mich zu verurteilen.

Ich schüttelte die Gedanken ab und richte meine Aufmerksamkeit auf die Straße, bin mir des über allem thronenden Burgfrieds in meinem Rücken bei jedem Schritt bewusst. Ich passiere das Tor und lasse die Stadtmauern hinter mir. Augenblicklich entspannen sich meine Schultern. Die Blicke der anderen, die ich immerzu auf meiner Haut zu spüren glaube, werden weniger. Die kleinen Häuser weichen Feldern und Obstwiesen. Wespen fliegen durch die Luft und stürzen sich auf die gefallen Äpfel. Goldene Getreideähren tanzen im Wind. Unweit der Weiden führt eine kleine steinerne Brücke über einen Bach und dem grünen Herzen dieses Königreiches entgegen: dem Wald. Temnýn besteht zum Großteil aus Bäumen. Holz ist unser Gold, darum werden die Wälder vielerorts gerodet. Die Menschen reißen alles aus dem Boden. Die Wurzeln, die letzten Reste der Gewächse. Dasselbe versuchen sie mit uns. Sie versuchen, die Hexen zu packen und wie Unkraut aus der Erde zu ziehen. Mit allem, was wir sind.

Die gefälltten Bäume verkaufen sie nach Sepultura oder Valentia. Doch diesen alten Wald vor meinen Augen, den rührt niemand an. Die Menschen haben Angst davor, was sie freilegen könnten, wenn sie ihn fällen. Sie wissen, dass dort Wesen leben, die ihnen überlegen sind. Der Wald verbirgt sie und was die Menschen nicht sehen, das können sie nicht mehr fürchten als die Geister unter ihren Betten.

Einen kurzen Augenblick verharre ich vor der Brücke und starre hinab in das Wasser des Baches. Er flüstert mir zu. Aber ich höre schon lange nicht mehr hin. Ich habe Angst vor dem, was er mir zu sagen hat. Dass ich gehen soll, vielleicht, fort vom Hof.

Langsam überquere ich die Brücke, streiche mit den Fingern

über die moosbewachsenen Steine, gehe weiter, dem Wald entgegen, meinem ehemaligen Zuhause. Ein paar Astern am Wegrand lassen mich innehalten. Meera liebt Astern. Im Sonnenlicht strahlt das Violett der Blüten zwischen den goldenen Ähren. Hier draußen ist niemand. Nur der Wald. Ein paar Stunden unter seinem Gefieder werden mir guttun.

Festen Schrittes gehe ich los. Kurz bevor ich die Felder hinter mir lasse, strecke ich die Hand aus, berühre die Brombeersträucher, die den Waldrand säumen, spüre die Dornen und dann tauche ich ein.

...

Die Ruhe hält nicht lange an. Eine Viertelstunde nach Betreten des Waldes höre ich das Schlagen einer Axt und ich weiß sofort, wer sich am anderen Ende dieses Werkzeuges befindet. Tyr. Niemand sonst traut sich mit einer Klinge an die uralten Bäume heran. Ich bleibe stehen und überlege, umzudrehen. Ich habe keine Lust auf Tyrs Launen. Das Fest, das der König heute Abend ausrichtet, um das zehnjährige Abkommen mit Sepultura zu feiern, beunruhigt mich schon genug. General Razvan wird erwartet, außerdem der König der Vampire persönlich.

»Ich weiß, dass du hinter dem Holunder stehst«, ruft Tyr. Ich zucke zusammen und lasse beinahe meinen Korb fallen. »Devrim, wenn du jetzt einfach gehst, wäre das ziemlich albern.«

Ich hasse sein Werwolfsgehör. Das hat mir schon früher jedes Versteckspiel vermiest. Ich fluche leise und umrunde die dichten Zweige des Holunders. Und dann sehe ich Tyr. Das weiße Hemd klebt an seinem schweißnassen Oberkörper, die Ärmel hat er hochgekrempt. Die Axt liegt in seinen Händen und vor ihm hängt ein großer Ast halb abgesplittert von einer alten Kastanie.

Bei Tyrs Anblick wird mir warm. Ich will wegsehen, aber ich kann nicht. Das konnte ich noch nie, wenn es um ihn ging.

Tyrs wettergegerbtes Gesicht wird eingerahmt von dichten dunklen Augenbrauen und einem tiefbraunen Vollbart. Sein Haar ist nie ordentlich, immer sieht er aus, als hätte er sich gerade erst durch ein Gebüsch gekämpft. Er trägt selbst in dieser Hitze eine braune Lederhose. In seinem Gürtel hängen mehrere Messer. Wer sich um den Wald kümmert, muss das richtige Werkzeug mitführen. Manchmal hilft nur Abschneiden, Weitermachen. Dass das nicht auf alle Lebenslagen zutrifft, weiß ich als Heilkundige nur zu gut. Aber oft ist es die einzige Lösung. Das verbrannte Haar, der tote Ast, die ausgefranzte Lüge. Abschneiden. Weitermachen.

Ich bleibe ein paar Meter vor ihm stehen und sehe ihn herausfordernd an.

»Versteckst du dich vor den Feierwütigen?«, fragt Tyr. Er stellt die Axt ab und lehnt sie an den Baum. Er kennt mich gut. Schließlich waren wir einmal Freunde. Wir stammen aus demselben Dorf, sind beide mit den Tiefen dieses Waldes vertraut. Tyrs Position als Waldhüter und Jäger hat er nur angenommen, weil er seine Mutter versorgen muss, die allein in Morwood lebt. Denn im Gegensatz zu mir hasst Tyr den Hof und alles, wofür König Neven steht.

Nachdem er vor drei Jahren aus dem Krieg zurückgekehrt ist, sind wir uns zufällig im Narrenkopf über den Weg gelaufen. Auf die Wiedersehensfreude folgte Enttäuschung. Tyr konnte nicht glauben, dass Meera und ich uns dem Feind hingegeben hatten.

Er hasst mich dafür, dass ich es mir dort gemütlich mache und die Augen vor den Problemen des Landes verschließe. So nennt er das: *gemütlich machen*. Dabei ist der Hof alles andere als das. Ich fühle mich eher wie ein Kaninchen im Fuchsbau. Immer bereit, die Flucht anzutreten, immer mit wild klopfendem Herzen.

Doch ich weiß, er würde niemals verraten, was Meera und ich

sind. Geheimnisse wiegen weniger schwer, wenn sie auf mehrere Schultern verteilt werden. Tyrs Werwolf-Schultern scheinen dafür stark genug.

Und wenn ich in seine Augen blicke, seine gutmütigen braunen Augen, dann weiß ich, dass ich für diesen kurzen Moment als das gesehen werde, was ich bin. Devrim, die Hexe. Nicht Devrim, die Heilkundige aus dem Wald, die Schwester der künftigen Königin.

»Ich braue Meera einen Tee. Deswegen will ich frische Kräuter pflücken.«

»Und die habt ihr nicht in eurem großen Schlossgarten?«

Ich zucke mit den Schultern. Ich hätte einfach weitergehen und seinen Ruf ignorieren sollen.

»Du hast recht«, sage ich. »Was denke ich mir nur dabei? Das hier ist *dein* Wald, stimmt's?«

Er hebt die Augenbrauen. »Leider nicht.«

Ich seufze. Dieses ständige Streiten laugt mich aus. »Das Schloss brummt wie ein Bienenstock und ich habe keine Lust, gestochen zu werden.« Zum ersten Mal bin ich ehrlich.

»Ich vermute, du würdest eher eine Aufgabe zugeteilt bekommen.«

Wieder zucke ich mit den Schultern. Ich weiß nie, was ich zu ihm sagen soll. Mir liegt so vieles auf der Zunge, aber sobald ich ansetze, sitzt da ein dicker Knoten in meiner Kehle. Soll ich ihm die Wahrheit sagen? Soll ich ihn triezen, so wie er mich immer triezt? Ich bin so wütend und weiß nicht immer, wieso. Ich bin wütend, weil er sich gegen unsere Freundschaft entschieden hat. Und auch, weil ich ihn so sehr vermisse.

Etwas ändert sich in Tyrs Blick. Er wird sanfter, ruhiger.

Ich ringe mich zu einer Antwort durch: »Zusammen mit Meera wäre das in Ordnung, aber mit all den anderen Menschen und ihren Meinungen und ihren Erwartungen, nein danke.«

»Nachvollziehbar.«

»Natürlich verstehst du das. Als einsamer Wolf.«

Bei dem Wort *einsam* huscht ein Schatten über sein Gesicht.

»Tut mir leid«, sage ich schnell. »Tut mir leid, das klang ganz anders in meinem Kopf.«

»Ist nicht deine Schuld, dass Werwölfe keine Rudel mehr bilden dürfen.« Er lächelt leicht. »Und du hast recht. Ich bin besser darin, allein zu sein. Die Zeiten der Armee sind vorüber. Die einzigen Befehle, die ich annehme, sind meine eigenen.« Er hebt die Hand und fährt sich über die Stirn.

»Ich hasse diese Gesetze. Ich hasse sie um deinetwillen. Und um meinetwillen«, sage ich leise. Endlich kämpft sich ein Funken Wahrheit an dem Knoten vorbei. Es tut gut, Tyr zu sagen, was in mir vorgeht. Ich träume davon. Abends im Bett führe ich in Gedanken lange Monologe, in denen ich ihm erkläre, wieso ich im Schloss bleibe, wieso ich Meera nicht am Rockzipfel packe und hinausschleife, nach Sepultura zu den Vampiren oder nach Iskland im Nordosten.

Tyr holt tief Luft. »Wenigstens sind wir noch in der Lage, sie zu hassen.«

»Ja«, flüstere ich und denke an den Scheiterhaufen, denke an Mutter, daran, wie es sich anfühlte, barfuß durch den Wald zu rennen. In Nesseln und Splitter und Matsch zu treten. Zu stürzen. Aufzustehen und vor den Menschen zu fliehen, die einst Freunde und Freundinnen waren.

Tyr war dort in dieser Nacht. Er hielt sie zurück, verschaffte uns Zeit.

Tyr bricht das Schweigen zwischen uns und erzählt, dass der Vampirgeneral bereits am Nachmittag erwartet werde.

»Dann stimmt es also, dass er in der Sonne wandeln kann.«

Tyr nickt. »Ich habe im Krieg in seiner Kompanie gekämpft.«

Überrascht ziehe ich die Augenbrauen hoch. »Wirklich? Das hast du nie erwähnt.« Aber woher sollte ich das wissen? Es ist nicht so, als würden wir uns oft miteinander unterhalten.

»Er ist niemand, über den ich gern spreche. Er ist grausam, Devrim. Durch und durch Vampir.«

Ich bin erst selten Vampiren begegnet, eigentlich nur bei Staatsbesuchen im Schloss. Doch da haben wir uns nur gegenseitig beäugt, nie unterhalten. Eines weiß ich jedoch: Vampire brauchen neben Blut auch die Dunkelheit.

»Wie kann es sein, dass die Sonne ihm nichts ausmacht?«

»Ich weiß es nicht«, sagt Tyr. »Vielleicht fließt durch seine Adern nicht nur Vampirblut, sondern auch dunkle Magie.«

So was habe ich noch nie gehört. Überhaupt ist Magie in Temnyen selten. Sie beschränkt sich auf wenige Werwölfe, die eine Aufenthaltserlaubnis haben, aber unter strenger Beobachtung stehen, und auf die wenigen Vampirbesuche aus dem Nachbarland Sepultura. Und neben den angeblichen Hexen, die in unregelmäßigen Abständen entdeckt und hingerichtet werden, gibt es nur noch ein anderes magisches Wesen: den Vedente, den Wahrsager.

»Ich verstehe die Menschen nicht. Wieso darf dieser Vampir einfach sein, was er ist? Wieso muss er den Scheiterhaufen nicht fürchten? Wieso richten sie den Vampiren heute Abend dieses übertriebene Fest aus?«

»Weil er das Glück hatte, am richtigen Ort und mit der richtigen Magie in den Adern wiedergeboren zu werden«, erwidert Tyr und seufzt. »Nimm dich vor ihm in Acht, Devrim. Der General ist jahrhundertealt und durchtrieben.«

»Als ob ich mich in die Arme eines Vampirs werfen würde. Ich bin doch nicht lebensmüde.«

Tyr schnaubt und damit ist unser Moment vorbei. Der Moment, der sich angefühlt hat wie früher, wie Freundschaft.

»Ich habe noch zu tun«, sagt Tyr. Er greift nach der Axt.

»Ja«, erwidere ich und ziehe mich zurück, »ja, ich auch.« Ich weiche seinem Blick aus, drehe mich um und gehe tiefer in den Wald, auf der Suche nach der Ruhe, die ich so dringend brauche.

• • •

Ich tauche drei Stunden später wieder auf, am Arm ein gefüllter Korb, auf den Schultern ein leerer Kopf. Aus dem feuchten Wald trete ich auf die staubige Straße, schlendere an den Weiden vorbei. Die Schafe, Kühe, Pferde wünschen sich den Herbst herbei mit seinem kühlen Regen. Obwohl die Sonne heute hinter einer dichten Wolkendecke verborgen bleibt, gehört dieser Spätsommertag der Hitze. Jeder Schritt ist eine Herausforderung. Meine Hand streift die Gräser am Wegrand, spielt mit den Ähren, spielt mit dem Gedanken, einfach hierzubleiben. Mich zu den Schafen unter die Obstbäume zu setzen wäre einfach. Vielleicht würden sie mich kurz Teil ihrer Herde sein lassen. Ich lehne mich gegen den Holzzaun.

Die Begegnung mit Tyr hallt in mir nach wie ein altes Lied. Ein Lied, das meine Mutter uns vorgesungen hat. Ein Lied, das nach Zuhause klingt. Aber mehr als diesen einen letzten Ton gibt es nicht mehr. Der Rest ist verloren gegangen.

Meera hat sich verändert und angepasst. Sie ist nicht mehr das fröhliche Mädchen aus dem abgelegenen Dorf, sondern die strahlende künftige Königin von Temnýen. Tyr ist bei seinen Prinzipien geblieben und ist standhaft wie ein alter, knorriger Baum; schwer zu überzeugen, hart und unnachgiebig. Nur ich suche noch nach diesem Klang, unserer Melodie.

Hufgetrappel reißt mich aus meinen Gedanken. Ich schirme die Augen gegen die Sonne ab, die endlich durch die Wolken

bricht, und sehe den Ankömmlingen entgegen. Fünf Pferde nähern sich. Die Reiter tragen keine Flagge, keine Rüstungen, das Gefolge ist rot verhüllt, von der Sonne abgeschirmt. An ihrer Spitze reitet ein schwarz gekleideter Reiter auf einem gräulichen Schimmel. Ich weiß sofort, wer das ist. Diese Anmut ist unmenschlich.

Schweiß rinnt mir Schläfe und Rücken hinab und ich weiß nicht, ob es an der Sonne liegt oder an der Angst, die sich in mir ausbreitet. *Das ist er.* Und ich stehe einfach da, bin ihm ausgeliefert. Ich blicke dem General entgegen, der jetzt nur noch wenige Meter von mir entfernt ist und die Hand hebt. Langsam reiten sie auf mich zu.

Das Gesicht des Vampirs ist ausdruckslos. Er legt den Kopf schief. »Ihr seid?«, fragt er. Seine Augen durchbohren mich. Wie Messer schälen sie die letzten Reste der Ruhe von mir. Mein Mund ist trocken und ich schlucke hart. Ich starre in das vernarbte Gesicht des Vampirs. Ein langer Schnitt zieht sich von seiner Stirn, durch die Braue und über seine Wange. Sein Auge wurde zum Glück verschont. All die Narben sind um die schiefe Nase herum angeordnet. Sie ist mehrfach gebrochen. Die Linie seiner Nase mag ungerade sein, doch sie passt zu dem kantigen, geschwungenen Kiefer, zu den dichten Augenbrauen, dem hellblonden, fast weißen Haar, das ihm in sanften Wellen auf die Schultern fällt. Er ist mit jeder Faser Krieger.

»Devrim, Schwester der Königsverlobten«, sage ich, meine Stimme ist rau, mein Herz schlägt viel zu schnell.

Der General hebt interessiert die Augenbrauen. »Und ganz allein hier draußen unterwegs.« Ein Blick in meinen Korb verrät ihm, wo ich war. »Ihr wisst doch, dass im alten Wald Gestalten lauern, die Euch gefährlich werden können?«

»Ich kenne mich aus«, murmle ich.

»Soso. Nun, Verehrteste, ich muss darauf bestehen, Euch zurück ins Schloss zu begleiten«, sagt er und beugt leicht den Kopf.

»Danke, aber das ist nicht nötig. Es ist nicht weit und ...«

»Ich bestehe darauf.« Seine Stimme lässt keinen Widerspruch zu.

Ich hole tief Luft, überlege währenddessen, ob ich es mir leisten möchte, den Botschafter Sepulturas vor den Kopf zu stoßen. Nein, möchte ich nicht. Ich nicke also, nehme meinen Korb und richte mich darauf ein, neben dem Pferd zurückzugehen. Aber der Vampir streckt seine Hand nach unten und bedeutet mir, aufzusteigen.

»Ich möchte Euch nicht zur Last fallen«, sage ich und weiche zurück.

»Das tut Ihr keinesfalls. Es wäre nicht die feine Art, Euch neben mir herlaufen zu lassen wie einen Hund.«

»Ich habe den Weg hierher zu Fuß zurückgelegt, ich sehe darin kein Problem.« Ich kann nicht aufsteigen, ohne an seinen Körper gepresst zu werden, und ich traue mich nicht, einem Vampir so nahe zu sein.

»Wenn du so freundlich wärst, der Dame beim Aufsteigen zu helfen«, sagt der General an einen seiner Begleiter gewandt. Die Gestalt links von ihm steigt ab und plötzlich spüre ich seine Hände an meiner Hüfte. Ich will weiter zurückweichen, sagen, dass es keine gute Idee ist, dass ich ganz sicher nicht aufsteigen werde, doch da trifft mich der Gedanke: *Was tut wohl ein verärgerter Vampir?* Der Begleiter hebt mich hoch. Gleichzeitig greift der General nach meiner Hand und zieht mich aufs Pferd. Vor sich. Ich halte den Atem an, als der Trupp sich langsam in Bewegung setzt.

»Entspannt Euch«, sagt der General und ich spüre seine Stimme in meinem Brustkorb widerhallen.

Ich schweige und klammere die Hände um den Korb, bin um-

schlossen von fremden Armen, eingekesselt von dem schweren Geruch, der den General umgibt.

»Was habt Ihr gesammelt?«, fragt er.

»Blumen und Kräuter ... Zutaten für einen Tee. Meine Schwester ist vor großen Feierlichkeiten oft unruhig.«

»Wie aufmerksam von Euch.« Seine Worte klingen amüsiert.

»Welche Position habt Ihr am Hof?«, fragt er.

»Keine wichtige«, sage ich schnell, »ich stehe meiner Schwester zur Verfügung und manchmal helfe ich den Ärzten.« Beinahe verheddere ich mich in meinen Worten, stolpere über den ersten und zweiten Faden. *Ich kenne mich gut mit Kräutern aus.* Der General kratzt mit seiner Frage vorsichtig an den Lagen aus Lügen, die ich über Meera und mich gebreitet habe. Sie sind so sehr miteinander verwachsen, es blutet, sobald sie jemand berührt.

»Seid Ihr eine Heilkundige?«

»Ich ... bin keine ...«, setze ich an. Vor lauter Angst wollen die Wörter keine Sätze werden.

»Es klingt so, als ob Ihr eine seid.« Der Atem des Generals streicht plötzlich über meinen Hals.

»Meine Mutter«, sage ich mit rauer Stimme, »hat mir ein wenig beigebracht, aber ich bin nichts. Ich bin nur die Schwester.«

»Nur die Schwester der zukünftigen Königin.« Er lacht. »Ihr solltet das *nur* aus dem Satz streichen. Ihr untertreibt.«

Ich beiße mir auf die Lippe, um jede weitere unüberlegte Erwiderung zurückzuhalten.

...

Vor dem Stadttor hat sich eine Schlange gebildet. Kutschen mit Gästen und Lieferungen für das Fest warten auf den Einlass. Anstatt sich in die Wartenden einzureihen, reitet der General einfach

an ihnen vorbei zum Kontrollposten und man winkt uns durch. Wir tauchen ein in das wilde Treiben der Hauptstadt.

Seit einer Ewigkeit erlaube ich mir nicht mehr, zu betrachten und zu starren. Ich halte sonst nie inne, um vom Marktplatz auf die majestätische Kathedrale zu schauen, die so hoch aufragt wie das Schloss zu ihrer Linken. Normalerweise halte ich mich bedeckt, halte den Blick auf den Boden gesenkt. Aber heute blicke ich empor. Kathedrale und Schloss sind aus Sandstein gebaut, hell und einladend.

Die Außenfassade der Kathedrale zieren Figuren von Heiligen, Spitzbögen und Wasserspeier. Zwei große Türme ragen in den Himmel, spalten ihn in heilig und nicht heilig.

Das Schloss thront daneben, wirkt verspielt neben dem Ernst des Gotteshauses. Mehr Türme, mehr Grün. In einem dieser Türme wohne ich. Direkt neben meiner Schwester. Von dort aus könnte ich die Kathedrale anstarren, bis mir die Augen tränen, doch ich beobachte lieber die Vögel, die dort oben ihre Kreise ziehen.

Hier unten, in der Welt abseits des Hofes, nehme ich mir normalerweise keine Zeit, die vielen kleinen Häuser zu bewundern, deren Fensterbänke Blumen schmücken.

Früher, als wir noch hier gewohnt und uns als Heilerinnen durchgeschlagen haben, war das anders. Im Hospital haben Meera und ich gearbeitet, bis sie Neven kennengelernt hat und er sich in ihre Güte verliebt hat. Bis er uns eingeladen hat, zu ihm ins Schloss zu ziehen.

Wäre Meera nicht, ich wäre in unserem Viertel geblieben. Ich war viel draußen, unter Leuten. Früher habe ich das geliebt. Heute nicht mehr. Heute gehöre ich zum Hof. Ich bleibe nicht mehr stehen, ich lächle hier und da und spreche nur, wenn ich angesprochen werde. Sobald jemand beginnt, eine Frage nach meiner Ver-

gangenheit zu stellen, sobald sie versuchen, sich an mich zu binden, schneide ich den Faden durch.

Manchmal frage ich mich, was wäre, wenn Neven von allem wüsste. Von unserer Magie. Ob seine Liebe zu Meera stärker ist als Angst, als Vorurteile.

Der General lenkt sein Pferd die Gassen zum Schloss hinauf. Die Menschen weichen respektvoll aus. Verkrampft und verunsichert sitze ich vor diesem fremden Mann, spüre jede seiner Bewegungen, jeden Muskel, den er anspannt. Der Rhythmus des Pferdes stößt meinen Oberkörper immer wieder gegen den des Vampirs.

Ich frage mich, was er will. Denn das hier fühlt sich nicht nur wie eine nette Geste an, sondern wie etwas, das mir Sorgen bereiten sollte. Ein seltsamer Gedanke kommt in mir auf. *Vielleicht ist er an dir interessiert. Du bist keine schlechte Partie.* Und beinahe entschlüpft mir ein Lachen. Nein, das wird es nicht sein. Und das würde ich nicht zulassen. Ich habe nicht, was Meera hat. Keine Liebe, keinen Partner. Stattdessen trage ich die Angst mit mir herum, dass ich mich in einer anderen Person verliere und dann nicht mehr weiß, welches Netz ich gesponnen habe, welche Maske ich gerade trage. Lieber bin ich die Schwester, die still danebensteht und alles zusammenhält. All die Fäden.

...

Während wir uns dem Schlossportal nähern, mustern die Menschen uns mit unverhohlenem Interesse. Zwei Männer, die einen schweren Teppich tragen, halten inne und blicken auf zu dem gefürchteten General. Eine junge Frau, die vier tote Hühner zur Küche schleppt, greift sich voller Furcht ans Herz und murmelt ein Gebet. Ich starre geradeaus, auf das Portal, auf den Punkt, an dem das Pferd halten und ich endlich absteigen kann.

»Und, Schwester der Königsverlobten, haben sie mehr Angst vor mir oder vor dir?« Der General lacht leise. Ich weiß nicht, was ich darauf erwidern soll. Vor mir haben sie keine Angst, solange sie denken, ich sei nur die junge Frau, die sich mit Kräutern auskennt.

Eine weitere Person erstarrt, als wir uns nähern, und mir fällt plötzlich ein, vor wem ich hier sitze. Warum sie Angst vor ihm haben.

Er ist einer der Sieben.

Ich habe den Kardinal letzte Woche darüber sprechen hören. Wie konnte ich das vergessen? Wie konnte ich nicht merken, dass ich vor einem der blutrünstigsten Vampire des Landes sitze? Mein Körper versteift sich.

Und mit einem Mal überkommt mich eine neue Welle der Angst. Was meinte er eben, als er fragte, wen sie eher fürchten? Ahnt er etwas? Spürt er, was ich bin? Kann ein so mächtiger Vampir Hexen enttarnen?

In meinem Kopf schlingt sich ein Faden um den nächsten, Knoten um Knoten bildet sich. *Ich bin keine Hexe. Ich bin unschuldig. Ich bin gläubig. Ich kam hierher nach dem Tod meiner Mutter. Ich kenne mich gut mit Kräutern aus. Weil ich eine Hexe bin. Ich bin eine Hexe. Hexe, Hexe, Hexe.* Die so ordentlich nebeneinander aufgereihten Gefühle stieben durcheinander wie ein Schwarm Raben. Alles vor meinen Augen verschwimmt, als mich die Angst packt, dass sich meine mühsam gewobene Maske langsam auflösen könnte. Als hätte der Vampir das Fadenende gepackt und daran gezogen, langsam und genüsslich.

»Dieses Schweigen ist unfassbar unangenehm«, raunt da der Vampir. »Das letzte Mal, dass ich so etwas ertragen musste, war vor zwei Wochen, als wir mit hohen Verlusten die Schlacht gegen die Basileische Armee gewonnen hatten.« Seine Stimme ist tief und fest wie die eines Anführers.

Ich habe nicht die Kraft zu antworten. Endlich kommen wir zum Stehen, der Vampir rutscht vom Pferd und hält mir seine Arme entgegen. Seine Augen funkeln neugierig, als er befiehlt: »Absteigen.«

Und ich tue, was er sagt.



DIE KUTSCHE HÄLT abrupt. Ich fächere mir Luft zu. *Diese Hitze, denke ich. Wir haben Oktober, was muss uns der Sommer jetzt noch be- weisen?* Ich recke den Kopf aus dem Fenster.

»Wieso halten wir?«, rufe ich nach vorn. Vermutlich hört der Kutscher mich über den Lärm der Hauptstadt hinweg kaum. Über- all sind Menschen mit Körben und Tieren. Und über allem die Hitze.

»Viel Verkehr«, ruft der Kutscher zurück. »Und vor dem Schloss staut es sich zusätzlich.« Ich seufze.

»Sollten sie dem Vedente nicht Platz machen?«, murre ich, wi- sche mir den Schweiß von der Stirn und lasse den Kopf zurücksin- ken.

»Tut mir leid, Euer Gnaden«, sagt Nilay. Meine Zofe sitzt mir ge- genüber, bewegt den Fächer noch verzweifelter als ich. »Ich weiß, wie sehr Ihr nach Hause wollt.«

Ich nicke. Ich war wochenlang unterwegs. Für den König. Für das Land. Und gesehen habe ich nichts außer dem Innenleben mei- ner Kutsche, einiger Klöster und vieler Zeltlager. Ich habe nichts gesehen. Das werde ich dem Kardinal und dem Kanzler berichten müssen. Keine Vision. Nicht eine einzige. Ich seufze erneut.

»Wollt Ihr etwas lesen?«, fragt Nilay und bückt sich bereits nach der Kiste mit Schriften, die ich seit Wochen mitführe.

Ich schüttele den Kopf, schaue erneut aus dem Fenster. Und ich sehe, wie jemand an uns vorbeireitet. Ein Mann mit schulterlangem, fast weißem Haar, gefolgt von vier Reitern in Rot. *Vampire*. Ich packe mit den Händen den Rahmen des Kutschenfensters und lehne mich weiter hinaus. Vor dem ersten Reiter sitzt noch jemand auf dem Pferd, aber mehr kann ich nicht erkennen.

»Vedente, Vorsicht«, ruft Nilay besorgt und die Kutsche wackelt, als sie aufspringt, um mich zurückzuziehen.

»Ich will nur etwas nachsehen«, versuche ich, sie zu beruhigen. Währenddessen kneife ich die Augen zusammen und verfolge den kleinen Trupp, der sich durch die Menge drängt und bis zum Portal der Schlossmauern reitet. »Unfassbar«, sage ich leise. »Als Vampir kann man sich wohl einfach vordrängeln.«

»Das ist General Razvan«, wispert Nilay. Ich zucke zusammen, habe nicht bemerkt, dass sie ebenfalls aus dem Fenster neben mir späht und mir so nah gekommen ist.

»Das ist er also«, sage ich.

»Habt Ihr ihn gesehen? Sein Gesicht?« Sie meint die Narben.

»Nein.« Ich löse den Blick von den fünf Pferden und ihren Reitern.

»Ich habe so viel über ihn gehört«, sagt Nilay, die sich wieder hinsetzt und ihren Fächer zur Hand nimmt.

»Ja?«, frage ich. Ich auch. Aber das werde ich ihr nicht sagen. Der Vedente sollte nicht tratschen. Ich bin der Wahrsager dieses Landes, ich handle mit der Wahrheit, nicht mit Gerüchten. Obwohl das eine schneller in das andere verwandelt wird, als Nilay mit ihrem Fächer wedeln kann.

»Er soll als einziger Vampir in der Sonne wandeln können.«

»Ich weiß.«

Nilay beißt sich auf die Unterlippe und unterdrückt ganz offensichtlich ein Kichern. Ich hebe die Augenbrauen.

»Ihr wisst sicher auch, dass er über zweihundert Jahre alt ist.«

Ich nicke.

»Nun ja, und in zweihundert Jahren, da häuft sich einiges an.«

Ich nicke erneut.

»Unter anderem Bettgeschichten.« Nun kann Nilay nicht mehr an sich halten und das Kichern bricht aus ihr heraus. Es ist eines der beschämten, aber neugierigen Art. »Er mag es wohl, wenn mehrere sein Bett teilen.«

»Frauen?«

Nilay schüttelt den Kopf. »Ganz egal.« Wieder kichert sie, ihr Fächern wird schneller. Es fegt ihr die Haare aus dem erhitzten Gesicht. »Er hat schon Frauen und auch Männer in sein Bett geholt.« Sie schüttelt den Kopf. »Bitte verzeiht, Euer Gnaden, ich wollte nicht tratschen.«

»Nein, nein«, sage ich schnell und würde am liebsten noch einmal aus dem Fenster schauen. Diesem Mann hinterher, von dem sich alle erzählen. Ich habe andere Geschichten gehört. Grausamere. Der Mann mit den Narben, der Mann mit dem blutigen Schwert, der Mann, der sich nimmt, was er will. Neugier macht sich in mir breit. Sobald wir das Schloss erreichen, muss ich in die Bibliothek. Ich brauche Fakten zu diesen Aussagen.

Die Kutsche fährt an und Meter um Meter nähern wir uns dem Kontrollposten. Sie suchen Spione aus Basilan und Norhag. Aber Temnýen sucht vor allem eines: Hexen. Die größte Angst der Menschen neben dem immerwährenden Krieg an unseren Grenzen. Sie wollen Schuldige finden. Für alles. Für nichts. Ich wünschte, meine Rolle in dem Ganzen wäre eine andere. Ich mag zwar der Vedente sein. Aber ich bin nur ein Medium, ich liefere Informationen. Mehr nicht. Sie tun mit meinen Visionen, was sie wollen.

Doch ich habe immerhin auch Gründe, mich auf meine Rückkehr zu freuen. Im Schloss wartet ein weiches Bett auf mich. Und meine beste Freundin, Devrim. Sie hasst Menschenmengen, aber sie wird zum Fest gehen. Für ihre Schwester. Und für mich vielleicht auch.

Als wir schließlich den Kontrollposten passieren, verbeugt der Soldat sich. »Vedente«, sagt er lang gezogen. »Willkommen zurück.«

Hinter den Schlossmauern warten keine weiteren Kontrollen auf uns. Wir fahren weiter. Ich sehe immer wieder hinaus, auf die Türme des Schlosses. Ich liebe diesen Anblick. Ein Sandsteinbau, so filigran gearbeitet und verzweigt wie die Äste eines Baumes. Hinter den Schlossmauern erkenne ich die Kirche. Obwohl sie aus demselben Stein erbaut worden ist, fehlt ihr das Liebevollen. Sie hat etwas Bedrohliches an sich.

Die Kutsche nähert sich dem Eingangsportal und damit einem Glas kaltem Wasser und einem Lappen, mit dem ich mir den Schweiß abwaschen kann. Er bedeckt meinen Rücken, mein Kopf pocht schmerzhaft.

Und plötzlich bäumt sich mein Körper auf. Ich stöhne, denn ich weiß, was jetzt geschieht. Nilay lässt erschrocken ihren Fächer fallen. Sie hat seit Monaten keine Vision mehr miterlebt. Ich greife nach ihr, greife ins Leere, rutsche von meiner Bank und lande halb sitzend, halb liegend auf dem Kutschenboden.

»Halt«, schreit Nilay. »Anhalten!«

Sie nimmt meinen Kopf und bettet ihn in ihren Schoß. Ich atme schnell, kann kein Wort sagen, warte darauf, dass ich die Kontrolle über meinen Körper verliere. Nilay weiß, was dann zu tun ist. Deswegen ist sie bei mir. Um mich aufzufangen. Damit die Wahrheit ungehindert ans Licht treten kann. Die Kutsche hält mit einem Ruck an. Die Tür fliegt auf und der Kutscher kommt herein.

»Was ist mit ihm?«, fragt er Nilay entsetzt.

»Eine Vision«, sagt Nilay. »Nimm seine Beine. Halte sie fest. Gleich wird er ...«

Doch ich höre das Ende ihres Satzes nicht mehr. Ich werde nach innen gerissen. Hart und rücksichtslos. Mein Kopf scheint zu bersten, doch er tut es nie. Die Vision packt mich und zwingt mich, der Zukunft ins Auge zu sehen. Ich vergesse, wo ich bin. Da ist nur noch die Szene vor mir.

In den ersten Sekunden blendet mich allumfassendes Weiß. Doch dann gewöhnen sich meine Augen an die plötzliche Helligkeit. Eine Frau. Sie steht mit dem Rücken zu mir. Eine Frau mit hellem Haar, eine Mischung aus Weiß und Gold, sagen manche. Ich kenne sie. Ich kenne sie gut. Bald werde ich diese Frau Königin nennen.

»Meera«, sage ich leise. Sie rührt sich nicht. Sie steht nur vor mir in ihrem weißen Gewand, auf dem weißen Grund, umgeben von weißem Nebel. Sie ist barfuß. Schnee. Unter ihren Fußsohlen liegt Schnee. Ich fahre mit den Händen über den kalten Boden und erzittere. Ich hebe den Blick, versuche es erneut: »Meera?«

Langsam dreht sie sich um. Langsam senkt sie den Kopf und ich sehe ihre grünen Augen. Und was ich dort entdecke, ist nackte Angst. Nackte, kalte Angst. Der Nebel wird dichter, der Schnee durchdringt meine Kleidung. Ich strecke die zitternde, eiskalte Hand nach Meera aus, doch ich erreiche sie nicht. Nach und nach verschluckt sie das Weiß, sie wird eins mit dem Schnee. Ich schlage die Augen auf und bin zurück in der Hitze, zurück in Nilays Armen.

»Wasser«, keuche ich. Mein Mund ist staubtrocken, mein Geist ein einziger weißer Klumpen. Nilay reicht mir die Flasche, schickt den Kutscher fort. Ich trinke in kleinen Schlucken. Erwarte eiskaltes Wasser, aber die Wirklichkeit ist lauwarm.

Nach ein paar Minuten setze ich mich wieder auf meine Seite der Kutsche und schlage gegen die Decke. Wir setzen uns in Bewegung.

»Was habt Ihr gesehen?«, fragt Nilay im Flüsterton, als wollte sie mich nicht überreizen.

Ich räuspere mich und sage: »Ich weiß es nicht.«

Ich meide ihren Blick, betrachte den Himmel, sehe Sonne und will endlich ankommen.

...

Kaum haben wir das Schloss erreicht, lässt Nilay eine Sänfte bringen und befiehlt, ein kaltes Bad für mich einzulassen. Ich hasse die Momente danach. Wenn sich alles dreht. Wenn ich so schwach bin, dass ich mich nicht gegen all das wehren kann. Wenn ich nicht in der Lage bin, mehr als zehn Schritte zu laufen, ohne dass mir die Beine wegsacken. Ich bin dankbar, dass ich Nilay habe. Und gleichzeitig würde ich sie gern nicht brauchen.

Sie stützt mich auf den drei Schritten in die Sänfte, schiebt die Kissen unter meinen Schultern und meinem Kopf zurecht, zieht die seidenen Vorhänge der Sänfte zu und geht voran. Meine Gemächer liegen im dritten Stock, in der Nähe der Bibliothek. Wir werden an vielen Leuten vorbeikommen. Das bedeutet viele Fragen, viel Getuschel, viel zu viel. Ich schließe die Augen, während sie mich die Treppen hinauftragen. Kutschen und Sänften. Ich schüttele den Kopf. Ich weiß nicht mehr, wann ich das letzte Mal selbst auf einem Pferd saß. Oder einfach allein war.

»Aus dem Weg.« Nilays Stimme hallt gebieterisch durch die Korridore. Ich sehe die Menschen, die uns Platz machen, höre ihre geflüsterten Worte. *Der Vedente. Eine Vision. Was hat er gesehen?* Alles verschwimmt durch die Seide, die mich umgibt.

Was habe ich gesehen? Das frage ich mich auch. Meera im Schnee. Meera im Nebel. Ich bin mir nicht sicher, was das bedeuten soll. Weiß. Eine der Farben Temnýens. Die Farbe, die Meera bei ihrer Hochzeit tragen wird. Die Farbe des Schnees, die Farbe des Friedens.

»Beiseite«, sagt Nilay laut und beendet meine Gedankenschleifen zum Glück. Ich bin dafür zu müde. Und wenn ich einmal in eine wirkliche Spirale gerate, ist Schlaf schwer zu finden.

Wir halten mit einem Ruck an.

»Oh, ich bitte um Verzeihung, General«, sagt Nilay. Ich kann ihr Erröten schon in ihren Worten hören.

Der General, um den sich all die Geschichten ranken. Dort steht er, verschwommen hinter der Seide. Und kurz glaube ich, ich könnte Efeu und wilden Wein sehen, die ihn umranken, die ihr Blattwerk über ihm ausbreiten. Ich blinzele. Da ist kein Efeu, kein Wein. Wenn die Geschichten wahr sind, lässt dieser Mann nicht zu, dass etwas ihn umschlingt. Er kann gut mit dem Schwert umgehen.

Ich glaube, der General starrt mich an. Kurz überlege ich, die Seide zur Seite zu schieben, um einen Blick auf den Mann mit den Narben zu erhaschen, aber allein diese Bewegung scheint mir zu viel. Ich bleibe also reglos liegen und lausche.

»Bitte, Liebes, das Schloss hat viele Korridore. Du musst dich nicht entschuldigen, nur weil wir denselben nehmen wollen.«

Diese Stimme. Sie ist voll und sanft wie Honig, der auf deiner Zunge schmilzt und in dem alles langsamer fließt. Ich schlucke und es schmeckt süß.

»Ihr habt einen langen Weg hinter Euch, General. Wir können warten.«

»Den Vedente warten lassen?« Der General lacht und es klingt alles andere als fröhlich. »Das gehört sich doch nicht. Nur zu,

bringt ihn in seine Gemächer. Ich bin gespannt, was er heute gesehen hat, euer Wahrsager.«

Mir wird übel. Ich kämpfe mich aus der klebrigen Süße dieser Stimme und erinnere mich daran, dass man von mir Antworten erwartet. Deutungen. Etwas Handfestes.

»Mir wurde berichtet, das Badewasser sei zunächst für den Vedente bestimmt. Alle anderen müssen noch warten, bis sie sich den Staub der Straße von der Haut waschen können.«

»Eine Vision fordert den Vedente körperlich sehr heraus.«

»Da bin ich mir sicher«, erwidert der General. Er schnalzt mit der Zunge. »Er trägt schließlich die Bürde der Wahrheit. Er wurde von Gott berufen, den Menschen die Zukunft zu sagen.«

»So ist es«, sagt Nilay.

Ich frage mich, worauf der General hinauswill. Dass er von mir und meinen Kräften nicht überzeugt ist, habe ich bereits verstanden. Aber da geht es ihm wie mir.

»Weißt du, wir haben so etwas wie ihn nicht in Sepultura.« Er macht eine kunstvolle Pause. »Aber wir kommen zurecht.«

»Es gibt nur einen Vedente«, stottert Nilay.

Ich wüsste auch nicht, was ich darauf erwidern soll.

»Selbstverständlich«, sagt der General. Ich höre, dass er lächelt. »Nur einer wird von Gott berufen. Aber was ist mit all den anderen? Jene, die andere Kräfte zeigen? Hilf mir auf die Sprünge – was geschieht noch gleich mit den Sehenden, die es nicht rechtzeitig zum Kardinal geschafft haben?«

Verbrannt, sie werden verbrannt. Mein Kopf pocht schmerzhaft, als diese alte Wahrheit ihn durchzuckt.

»Ich ...« Nilay ringt um Worte, um einen Mittelweg zwischen der Wahrheit und dem, was man sich erzählt.

»Ich scherze doch nur«, sagt der General, seine Stimme kälter als zuvor. »Nun, geht schon, der Vedente braucht sein Bad.«

»Danke, General.« Nilay verbeugt sich erneut und die Sänfte bewegt sich vorwärts. Ich starre geradeaus, vermeide einen weiteren Blick auf den Vampir und fühle mich nutzlos.

• • •

Nilay muss mich beinahe in die Badewanne zwingen. Ich will nicht in die Kälte. Kaum berührt mein Zeh die Wasseroberfläche, ändert sich meine Stimmung jedoch. Es fühlt sich an wie Aufwachen. Als zöge man langsam eine dicke, schwere Schicht von meinem Körper. Seufzend stelle ich den Fuß ab, ziehe den anderen hinterher und setze mich dann ins Wasser. Es schwappt gegen die Wannenwand und zu mir zurück. Mit jeder Welle werde ich wacher. Doch etwas bleibt zurück. Etwas klebt da und lässt sich nicht fortwaschen. Gerade will ich danach greifen, doch da öffnen sich die Türen zu meinen Gemächern. Ich habe noch nicht einmal einen Blick aus meinen Fenstern auf die Türme der Stadt werfen können, schon eilen sie heran.

Kardinal und Kanzler wollen wissen, was ich gesehen habe. Sie lassen sich nicht davon abschrecken, dass ich nackt bin. Dass ich hier liege und Ruhe brauche.

»Berichte uns von deiner Vision«, verlangt der Kardinal. Der Kanzler steht daneben und betrachtet mich. Er sagt nichts. Ich schlinge die Arme um meine Knie, um mir ein wenig Schutz vor ihren Augen zu geben. Ich überlege, um mehr Zeit zu bitten oder ihnen ein grobes Bild zu zeichnen. Doch dazu fehlt mir die Energie. Also berichte ich alles, was ich gesehen habe.

A decorative border made of stylized vines, leaves, and flowers surrounds the central text. The border is composed of several repeating floral motifs, including five-petaled flowers and scrolling vines with leaves.

**LEIN
STURM
ZIEHT
AUF**



»MEERA!« ICH STÜRME in mein Zimmer und reiße die Verbindungstür zwischen unseren Räumen auf. Meera sitzt an ihrem Frisiertisch und betrachtet sich in ihrem goldenen Handspiegel. Sie dreht sich um und lässt den Spiegel sinken, als ich den Raum betrete. Mit ihrem lockeren, weißblonden Zopf und ihrem einfachen blauen Kleid sieht sie nicht aus wie die zukünftige Königin Temnýens. Unsere Haare sind sich ähnlich, wie sie glatt und voll über unsere Schultern fließen. Meeras hell und hoffnungsvoll, meine schwarz und verhängnisvoll. Manchmal wirkt es, als hätten unsere Haare unser Wesen beschlossen.

Doch heute liegen unter ihren strahlenden Augen dunkle Ringe, zwischen ihren Brauen eine Sorgenfalte. »Was ist passiert?«

Ich hole tief Luft, gehe an ihr vorbei, suche den Raum nach unerwünschten Mithörenden ab.

»Bist du allein?«, frage ich angespannt. Ich gehe um das gewaltige Bett herum, in dem Neven sie jede Nacht besucht. Ich schiebe die langen Spitzenvorhänge beiseite, die das Fenster einrahmen, gehe an die gegenüberliegende Seite des Zimmers, drehe mich dabei um mich selbst.

»Ja«, sagt Meera. »Neven ist vor etwa einer Stunde gegangen, um letzte Angelegenheiten mit Kanzler Brychan zu besprechen.«

Neben Meeras Schreibtisch lasse ich mich in den Sessel sinken, den sie zum Lesen nutzt, und stelle meinen Korb auf den Boden. Hier ist niemand. Hier sind nur meine Schwester und ich.

»Devrim?« Meera steht auf und zieht sich einen dunklen Holzstuhl heran. Sie nimmt meine Hand und blickt mir auffordernd ins Gesicht. »Sag schon.«

»Ich bin eben General Razvan begegnet«, sage ich.

Meera zieht die Augenbrauen hoch, sagt aber nichts. An sich ist diese Information nicht außergewöhnlich. Schließlich dient das Fest heute Abend der Begrüßung und Würdigung der Vampire und dem Erhalt des Abkommens, das sie mit unserem Land vor zehn Jahren geschlossen haben. »Ich war auf dem Rückweg, da kamen er und sein Trupp näher. Er hat darauf bestanden, mich mitzunehmen.« Ich räuspere mich. »Auf seinem Pferd.«

Meeras Lippen formen den Ansatz eines Lächelns. »Und?«

Ich schüttele den Kopf, komme mir nun albern vor. Ich saß auf seinem Pferd. Mehr nicht, ich sollte mich nicht verrückt machen, ich sollte nicht an dieses Gefühl denken, das in meinem Bauch pocht. Und doch kann ich es nicht vergessen. Also sage ich zu Meera: »Ich frage mich, ob er weiß, was ich bin.«

Dann vergrabe ich das Gesicht in meinen Händen und spüre wenig später, wie Meera mir beruhigend über die Schulter streicht.

»Bestimmt bilde ich mir das nur ein. Aber er ist einer der Sieben, Meera. Und als ich vor ihm saß, da habe ich die Furcht in den Augen der Menschen gesehen. Und ich habe mich gefragt, was er wohl für Fähigkeiten hat.«

»Als einer der Sieben ist er ein sehr mächtiger Vampir, aber soweit ich weiß, besitzen sie keine besonderen Kräfte«, erwidert Meera sanft. »Die Sieben haben vor langer Zeit ein Blutbad angerichtet und sind deswegen in die Geschichte eingegangen.«

Ich hebe den Blick. »Ich will nicht, dass wir zu sorglos sind,

Meera«, sage ich leise. »Ich will nicht, dass uns etwas zustößt, nur weil wir die Gefahr zu spät erkannt haben. Wir sitzen hier in diesem Schloss wie auf dem Präsentierteller. Sollte nur eine Person herausfinden, was wir sind, was tun wir dann?«

Wir haben dieses Gespräch zu oft geführt und wie jedes Mal tritt ein Ausdruck von Resignation auf Meeras Gesicht. Sie will nicht fort. Sie vertraut auf Neven und darauf, dass jede Gefahr an ihr abprallen wird, sobald sie Königin ist. Normalerweise lasse ich ihr diesen Traum. Aber heute kann ich das nicht. Heute sitzt das Unbehagen in meinen Knochen und es sagt mir, dass wir vorsichtig sein müssen.

Meine Hände sind rastlos, also nehme ich die Kräuter aus dem Korb und beginne, sie von den Stängeln abzurupfen, sie auseinanderzureißen. Dann stehe ich auf, gebe die Kräuter in einen kleinen Kessel und hänge ihn übers Feuer. Der Duft beruhigt meine Gedanken. Lavendel, Baldrian, Kamille. Ich atme tief ein und drehe mich um, als Meera seufzt. Wir beide wissen nicht, was wir tun würden. Und wir haben schon zu oft ratlos hier gesessen und ins Feuer oder in den Nachthimmel gestarrt.

Meeras rundes Gesicht, ihre immer leicht geröteten Wangen und die Art, wie sie jetzt auf ihrer Unterlippe kaut, bringen mein Herz dazu, sich zusammenzuziehen.

»Ist das der Tee, den Mutter immer gebraut hat?«, fragt sie und tritt neben mich.

Mit dem Holzlöffel rühre ich im Tee, warte auf den Dampf. Darauf, dass er uns einhüllt. »Ich weiß doch, dass vor großen Festen deine Nerven verrücktspielen.«

Meera lächelt und stellt zwei Teebecher auf den Tisch. »Danke, dass du immer an mich denkst.«

Ich schweige, nehme den Topf vom Feuer und stelle ihn auf den Steinboden zwischen uns. Was soll ich noch sagen? In meinem

Kopf brennen wir bereits. Aber das tun wir fast jede Nacht. Am liebsten würde ich gehen, würde Meera bitten, ihre Sachen zu packen und mit mir dieses Schloss zu verlassen, dieses Wespennest.

Meine Hände zittern, als ich den Tee in die Becher gieße.

»Soll ich dir die Haare machen?«, frage ich und lächle meiner Schwester zu. Ich habe ihr gegenüber noch nie eine meiner Masken getragen, aber heute setze ich eine auf: eine sichere, eine hoffnungsvolle.

Meera nickt begeistert, setzt sich vor mich, hebt den Handspiegel auf, den Neven ihr zum Geburtstag geschenkt hat. Blumen ranken sich golden um das Glas, der Griff ist eine Hand, die nach dem Spiegelbild greift, kurz davor, zuzupacken – und alles auseinanderzureißen.

...

Sobald sich die Sonne den Feldern entgegenneigt und ihre Strahlen wie Finger über die goldgelben Stoppelfelder streifen, brechen wir auf.

Im gesamten Schloss hängen Blumenkränze und Kerzenleuchter, Fackeln säumen die Wände und der Duft von viel zu viel Essen zieht von Korridor zu Korridor. Bei alldem kommt selbst in mir ein wenig Vorfriede auf. Mit jedem Schritt in Richtung des Thronsaals wird die Musik lauter. Ich lasse Meeras Hand erst los, als wir vor der schweren Eichentür stehen bleiben. Dort steht Neven, die Krone auf dem Kopf, ein vorfriediges Lächeln im Gesicht. Meera sieht sich nicht nach mir um, geht eilig auf ihren Verlobten zu und gibt ihm einen Kuss. Wie gern hätte ich Meera neben mir, damit ich nicht untergehe in all dem Trubel, der uns erwartet. Aber Meeras Hand gehört dem König.

Neven nickt mir zu und verschränkt seine Finger dann mit